

Wissenschaftliche Beilage
zum Jahresbericht des königlichen Luise-Gymnasiums zu Memel.
Ostern 1911.

Kaiser Friedrich II.
und die
Konstitutionen von Melfi.

II. Teil.

Von Professor Dr. Emil Lagenpusch.

Memel.

Gedruckt bei F. W. Siebert.

1911.



13.

Opme
10 (1911)



II.

Die Persönlichkeit Kaiser Friedrichs II.

Auch von Friedrich II. kann man sagen: „Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte!“

Von Tausenden gehaßt und doch — bewundert! Er gewinnt durch nähere Beleuchtung! Sicherlich ist er, abgesehen von Karl d. Gr., der einzige geniale Herrscher des Mittelalters: einer der größten Geister der Weltgeschichte: ein gewaltiger Staatsmann; von tiefstem Wissensdrange erfüllt; unglaublich vielseitig, ohne Dilettant zu sein; von ausgeprägtem Selbstbewußtsein, ohne in Caesarenwahnwitz zu verfallen; von einer Geistesfreiheit, wie sie dem Mittelalter bisher unbekannt.

Wie ein glänzendes Meteor streicht Friedrich am Himmel der Weltgeschichte vorüber, weithin einen Glanz verbreitend, der noch erstrahlte, als der Zeitabschnitt schon längst vorüber war, den man das Mittelalter nennt.

Auf seine „dereinstige Wiederkehr“ setzt in den Tagen des tiefsten Verfalls das Volk seine Hoffnung — seine Hoffnung auf die Wiederaufrichtung des Reichs.

Wie etwas Fremdartiges in seiner Umgebung, zu der es ganz und gar nicht hingehört, ragt dies Genie unter seinen Zeitgenossen hervor.

Halb nur ein Kind seiner Zeit und dieser weit vorausseilend — haftet ihm etwas Renaissanceartiges, etwas Modernes an. Wir entdecken bei ihm jene Eigenart, die wir bei den Menschen des Mittelalters sonst vergebens suchen —: er gehört zu den wenigen, die sich über ihren Zeitgeist hinwegsetzend und ganz auf sich gestellt, ihr eigenes Innenleben führen. Jener dem Mittelalter völlig fremde Bildungstrieb, seine Betätigung auf fast allen Gebieten des Wissens, hauptsächlich auf dem des Praktischen, der Naturwissenschaft, der Medizin, der Politik; ferner die im Zeitalter der Inquisition ganz fremdartig berührende religiöse Toleranz sind für ihn in erster Linie bezeichnend. —

Wenn einmal die Weltgeschichte so angewachsen sein wird, daß man sie nach andern Gesichtspunkten einteilen wird als bisher üblich: wenn man nicht mehr die Regierungszeit der Kaiser zum Ausgang der Beurteilung wird wählen können, wie dies bei den großen Konzilien des Mittelalters, bei der Reformation, bei der Kolonisation des deutschen Ostens, bei der französischen Revolution schon jetzt der Fall ist, insofern die Herrscher auf diese Ereignisse einen ganz minimalen, oft retardierenden Einfluß üben —: wenn man die Geschichte nur nach den Geistern einteilen wird, die auf den Gang der Ereignisse von bestimmendem Einfluß waren: wenn man also ganz andere Gesichtspunkte zum Ausgang der Weltgeschichte wählen wird, wird man an Alexander d. Gr., Caesar, Karl d. Gr., Friedrich II., Luther, Rousseau, Friedrich d. Gr., Napoleon, Kant, Goethe, Bismarck niemals vorübergehen können. Denn der Einfluß jener erstreckt sich nicht nur auf ihre Zeit, sondern weit darüber hinaus, bis in die französische Revolution und die heutige Sozialpolitik.

Dies wird auch zugeben müssen, wer sich auf den Standpunkt Comtes stellt, dessen sehr weitgehender Bewertung der Massenerscheinungen neuerdings Lamprecht in übertriebener Weise huldigt. —

Friedrich II. gehört — im obigen Sinne genommen — kaum dem Mittelalter an: er ist ein moderner Mensch, der als solcher den Historiker anzieht und dessen Einfluß auf Jahrhunderte hinaus wirkt.

Das haben auch viele Gelehrte empfunden: so Freeman, wenn er sagt: „Niemand habe ein Mensch gelebt, der eine größere natürliche Begabung besessen und dessen Anlagen sorgfältiger ausgestattet wären als Friedrichs II.“; so auch H. St. Chamberlain (Grdl. 336), der ihn „einen der genialsten Menschen“ nennt, „die je die Krone getragen oder das Schwert geführt haben.“

Die Geschichte hat ihm den Namen des „Großen“ vorenthalten: den Deutschen seiner Zeit blieb er innerlich fremd; seine Regierung endet mit einem politischen Defizit; sein Charakter ist wahrlich nicht makellos; seine Politik übernahm er als trauriges Erbteil seiner Vorfahren; — aber großartig wirkt sein unermüdlicher Verzweiflungskampf mit der Kurie; großartig sein heller Geist, sein in allen Farben schillernder Charakter, seine ganze Persönlichkeit. —

In dem das ganze Mittelalter bestimmenden Thema vom Kampf zwischen Staat und Kirche vermochte weder Heinrich IV. noch Gregor VII. ein so tiefes Interesse zu erwecken wie Friedrich II.

Noch heute tobt mit gleicher Hitze der Kampf für und wider Friedrich II.: noch heute befehden sich mit gleicher Schärfe seine Gegner und Anhänger, wie im ganzen spätern Mittelalter, wie während der Zeit der Reformation, wie in den dann folgenden Jahrhunderten. (Hampe, Kaiser Friedrich II. 1899 S. 2).

Die Arbeiten der letzten Jahrhunderte über Friedrich II. befaßen sich hauptsächlich mit dem Politiker. Doves Rede über Kaiser Friedrich II. (Kl. Sch. S. 20—36) hat eine ganz andere Anlage als die Biographie Hampes, der mehr den Menschen betont.

Der erste Versuch einer wirklich wissenschaftlichen Begründung in dieser Frage ist von Joh. Friedr. Böhmer ausgegangen, der von seinem streng kirchlichen, nationalen und moralischen Standpunkt aus ihn aufs härteste verdammt. Von ihm beeinflusst zeigt sich auch Guillard-Bréholles, nur daß er weniger leidenschaftlich sich seiner Aufgabe unterzieht.

Die Gegenpartei, an der Spitze Schirmacher und Winkelmann, hat die Wissenschaft sicherlich vielfach gefördert; aber diese hat immer bei einem ernsthaften Versuch, Friedrich zu charakterisieren, in erster Linie auf Böhmer und Guillard-Bréholles zu fußen und weiterzubauen.

Bei aller Verschiedenheit der Naturen stimmen Schriftsteller wie Lorenz und Jul. Ficker in dem Tadel überein, daß man in gar zu spießbürgerlicher Beurteilung Friedrichs zu sehr Nebendinge in den Vordergrund rückte und darüber seine welthistorische Bedeutung bei Seite ließ.

Winkelmann bringt viel wertvolle Beiträge, aber kein abschließendes Bild; er konnte leider sein Werk nicht vollenden. Auch Ranckes Charakteristik ist selbstverständlich bemerkenswert. Ficker hat wohl scharf die aus Gutem und Bösem gemischte Persönlichkeit betont, ist aber zu einer eigentlichen Darstellung nicht gekommen; aber „seine Vorbemerkungen zu der neuen Ausgabe der Regesten enthalten das Bedeutendste, was bisher über Friedrich gesagt worden ist.“ (Hampe S. 3).

Das Quellenmaterial für einen mittelalterlichen Menschen ist in unserm Falle in ungewöhnlicher Fülle vorhanden. Auf Ficker fußt auch Karl Hampe,* der in seiner von aller Verherrlichung freien

*) Karl Hampe, Kaiser Friedrich II.; derselbe: Deutsche Kaisergeschichte in der Zeit der Salier und Staufer. Auch Winkelmanns und Schirmachers Werke, wie Gerdes, Gesch. d. Hohenstaufen und ihrer Zeit, sind natürlich herangezogen. — Dietrich Schäfer, Deutsche Geschichte, konnte nicht mehr benutzt werden.

Biographie des Kaisers den „Menschen Friedrich II.“ uns von neuem geschenkt, und dem wir im ganzen bei unserer Darstellung folgen.

Eine vollständige Charakteristik ist weder möglich noch beabsichtigt; nur ein bescheidener Beitrag zu einer solchen: zu mehr reicht weder der Raum noch unter den obwaltenden Verhältnissen das zur Verfügung stehende Quellenmaterial aus. —

Bei der Taufe erhielt Heinrichs VI. Sohn die Namen Roger und Friedrich: sie „umspannen zwei ganze Welten: und die Bedeutung, aber auch das Schicksal ihres Trägers liegt in ihrer Vereinigung beschlossen.“

Die Namen sind den beiden bedeutendsten Vertretern zweier Fürstengeschlechter entlehnt, denen an Glanz während des ganzen Mittelalters nur ganz wenige gleich zu stellen sind.

Bei Friedrichs Wesen — dem Sproß einer hochpolitischen Heirat — finden sich Ansätze der Naturen Heinrichs VI. und Rogers: und doch ist hier etwas ganz Neues entstanden. Vom Vater hat er den idealen Schwung, das nach dem Höchsten zielende, ruhelose Streben, die geniale Kombinationsgabe und Spannkraft der Staufer, den bedeutenden Scharfblick in politischen Dingen: von Roger das echt staatsmännische Verwaltungstalent, die Genußfreudigkeit und jene normannische Wissensfreude geerbt. (Hampe S. 4 u. 5). Dazu kommt, daß Umgebung und Schicksale für die Entwicklung, Richtung und Färbung dieser reichen Individualität in hohem Grade bestimmend gewesen sind. (Eb. S. 5).

Mehr ähnlich dem leidenschaftlichen Vater als dem weisen, maßvollen Rotbart, hat er mit jenes leuchtenden Herrschergaben auch von jenen düstern Eigenschaften — der maßlosen Leidenschaft, Gewalttätigkeit, Treulosigkeit und Verschlagenheit — nur zu viel geerbt. Seine Mutter war ebenfalls nicht ohne Herrschertalent, besaß als Erbeil ihres Vaters Roger II. Verwaltungsgenie und Verständnis für Kunst und Wissenschaft. Dies vererbte sie auf den Sohn. (Hampe 4).

So ist Friedrichs Charakter ein Gemisch von Gut und Böse. Nicht ohne Einfluß war auf ihn die Atmosphäre, in der er aufwuchs.

„Das arme Kind“ — oft hungrig und gefangen —: wie leicht wären seine hohen Geistesanlagen verkümmert, wenn ihm das Geschick nicht günstig gewesen wäre!

Seit seinem vierten Lebensjahre in Palermo, auf der Grenze von Abend- und Morgenland, wo der Einfluß mohammedanischer Sitte und Unsitte lebhaft zu spüren war, früh vertraut mit der laxen Moral der Orientalen, unter der unablässigen Aufsicht des Papstes, konnte sich der frühreife, geweckte Geist des Jünglings nicht zum Guten entwickeln. Hier ohne Verwandte und Freunde, nie von einem Strahl der Liebe beschienen, wuchs Friedrich heran, mitten in einem Intriguenspiel schlimmster Art, unter Männern, deren egoistische Pläne der Knabe nur zu bald durchschaute. Selbstjucht und Heuchelei lernte er dort von Grund aus kennen. Das alles mußte ihn zum frühreifen, kalt berechnenden Realisten machen, da er kein inneres Vertrauen, keinen Verlaß außer den auf seine Macht fand. Hestig und rücksichtslos von Natur, zeigte er vor der Welt klügste Besonnenheit: sein Lebenlang hat er „die gewundenen Pfade behutsamer Unterhandlungen der geraden Heerstraße kriegerischer Gewalt bei weitem vorgezogen.“ (Dove, Kl. Sch. 24). „Wahrlich eine hohe Schule für die Beobachtungsgabe eines frühreifen Kinderverstandes, aber ebenso eine Erötung des Gemüths, eine Irreleitung seines moralischen Willens.“ (Hampe 7).

Ein Brief des Papstes aus dem Jahre 1204 an den König von Aragonien beleuchtet die Fähigkeiten des Jünglings: „Mit beflügeltem Schritt betritt der junge König die Jahre der Reise, und dem Alter durch seine Tüchtigkeit vorausseilend, legt er in bewundernswerter Weise die ersten Proben einer glücklichen Regierung ab“ (Schirrm. I, 34).

Damals hatte Friedrich erst das 10. Lebensjahr vollendet, und der Papst meinte ihn als Instrument seiner weltbeherrschenden Pläne benutzen zu können.

In einem Briefe eines Zeitgenossen des Concils von Lyon lesen wir: „Sein Witz wird gerühmt. Er spricht wenig, weiß viel und vermag es auch. Sein Sinn ist kriegerisch; er ist empfindlich, schnell fertig und heftig. Wer ihn mit Worten reizt, den straft er, wortkarg wie er ist, mit Taten.“ (Schirrm. 4, 339). —

Auch freundlicher Momente entbehrt in der ersten Zeit das Bild Friedrichs nicht: Nach der Messe 1215 legte der junge König den Mantel ab, stieg aufs Gerüst und schlug mit kräftiger Hand

die Nägel in den kostbaren Schrein, in dem die Gebeine Karls d. Gr. neu gebettet waren.

Was er dem Glück bis dahin verdankt, wußte er durch Umsicht und feinen Takt sich nachträglich zu verdienen: er bewog den rheinischen Adel, falsche Münzen zu beseitigen, Zölle aufzuheben und ehrlichen Landfrieden zu verheißen. (Dove 20). Anfangs war er beliebt; seines Lobes voll ertönen die Lieder der Troubadours: „Gott hat uns einen klugen und geschickten Arzt aus Salerno gesandt, der alle Uebel und Mittel kennt und jeden heilt, wo es ihm gebricht.“ (Dove 21). —

Ein Lehrer, jedenfalls ein Mann aus der nächsten Umgebung Friedrichs, gibt uns eine Beschreibung von dem Aeußern und dem Charakter des 13jährigen Knaben: „Die Statur des Königs ist nicht gerade klein, doch auch nicht größer, als es sein Alter erfordert. Die Natur hat ihm den Vorzug eines widerstandsfähigen Körpers und kräftige Glieder gegeben, denen zu jeder Betätigung eine natürliche Ausdauer inne wohnt. Nimmer gönnt er sich Ruhe, sondern verbringt den Tag in beständiger Tätigkeit; und damit die Kraft durch Übung vermehrt wird, schult er seinen gelenkten Körper in jeglicher Handhabung und Kunst der Waffen. Er zieht auch wohl das Schwert, das ihm mehr als alles andere vertraut ist, und gerät in wilde Wut, als wollte er das Antlitz seines Gegners durchbohren. Den Bogen zu spannen, den Pfeil zu entsenden, hat er wohl gelernt und übt sich fleißig darin. Er hat seine Freude an edeln und schnellen Rossen; sie mit dem Zügel zu lenken und zum Laufen zu spornen, versteht niemand besser als er! So sich übend in jeglichem Kriegshandwerk, verbringt er in immer wechselnder Betätigung den Tag bis zur Nacht und verwendet dann noch die ganze Zeit der folgenden Vigilie auf die Waffenkunde. Auch zeigt er königliche Würde, die Miene und gebieterische Majestät des Herrschers. Sein Antlitz ist von anmutvoller Schönheit, heiterer Stirn und noch strahlenderer Heiterkeit der Augen, so daß es eine Freude ist, ihn anzuschauen. Er ist aufgeweckt, scharfsinnig und gelehrig; aber er zeigt oft ein unpassendes und unschickliches Betragen, das er nicht von der Natur mitbekommen, sondern an das ihn schlechter Umgang gewöhnt hat. Doch das natürliche Vermögen des Königs, sich leicht zum Bessern zu wandeln, wird wohl noch die Ungehörigkeiten, die er angenommen, allmählich durch bessere Gewöhnung abschleifen. Leider

ist er ganz unzugänglich für Ermahnungen und folgt nur dem Antriebe seines freien Willens; er empfindet es auch als schimpflich, noch bevormundet und für einen Knaben gehalten zu werden; daher kommt es, daß er jede Bevormundung schroff von sich abweist, und die Freiheit, die er sich dann nimmt, oft das Maß dessen, was einem Könige gebührt, überschreitet; er sucht leider schlechten Umgang, und die allgemeine Empörung darüber muß die Ehrfurcht vor der Majestät mindern. So sehr aber eilen seine Talente seinem Alter voraus, daß er, noch ehe er zum Manne herangereift ist, wohl ausgerüstet mit Kenntnissen, eine ganz erstaunliche Klugheit an den Tag legt, die er von Rechts wegen erst im Laufe der Zeiten hätte erwerben sollen. Darum darf man bei ihm nicht die Zahl der Jahre nachrechnen und nicht erst die Zeit der Reife erwarten, da er an Wissen schon jetzt ein Mann ist und an Majestät ein Herrscher.“ (Nach Hampe, K. Friedrich II. 1899. S. 9 ff.).

Diesen Brief haben wir in extenso wiedergegeben, weil er den tiefen Eindruck bezeugt, den der Schreiber von dem Knaben empfing: weil er keineswegs panegyrisch gehalten ist, sondern auch „die Schattenseiten in dem Bilde“ hervorhebt: endlich weil er von der Gabe des Schreibers Zeugnis ablegt, eine Individualität zu erfassen, — einer Gabe, die bei den mittelalterlichen Schriftstellern sonst sehr gering entwickelt war.

Als zwanzigjähriger Jüngling wird er von den Schriftstellern von kaum mittlerem Wuchs geschildert, mit feingeschnittenem Antlitz und rötlich blondem Haar wie der Rotbart (Dove 20).

An einer andern Stelle,^{*)} die ihn uns als Mann schildert, heißt es: „Er selbst war von mittlerer Größe, rötlich blond und bartlos wie sein Vater, aber kräftiger und lebensfrischer. Der heitere Ausdruck seines Antlitzes, der schon dem Knaben nachgerühmt wurde, war auch dem Manne geblieben.“ Durch unablässige Leibesübungen von frühster Jugend auf, war sein Körper gestählt; auf seinem Zuge durch Deutschland durchschwamm er auf ungesatteltem Pferde den Lambro und entkam nur dadurch seinen Feinden.

Salimbene rühmt Friedrichs körperliche Schönheit, an der er seinen Vater noch übertroffen. Später soll seine Figur etwas voll gewesen und keinen überwältigenden Eindruck hinterlassen haben.

^{*)} Vgl. Scheffer-Boichorst, Zeitgeschichte des 12. und 13. Jhs. S. 283

Man darf aber nicht vergessen, daß die Orientalen anders als wir über Schönheit urteilen: ein arabischer Schriftsteller meint recht charakteristisch: als Sklave wäre er nicht mehr als 200 Drachmen wert gewesen. —

Soviel von seinem Neußern und Charakter im allgemeinen. Wir betrachten ihn nun als Staatsmann und als Menschen.

* * *

Die Stärke seiner politischen Begabung lag unzweifelhaft auf dem Gebiete der Organisation und Verwaltung, — ein Talent, das er von seinem Großvater mütterlicherseits Roger II. geerbt. Als Diplomat war er zu impulsiv; dafür aber entschädigte sein außergewöhnlicher Scharfsinn und seine Kombinationsgabe.

Wenn auch kein großer Feldherr, zeigte er doch militärisches Organisationstalent und technische Fähigkeiten auf militärischem Gebiete. Durch die Politik seiner Vorfahren von Anfang an an eine verlorene Sache gefesselt, war er von erstaunlicher Festigkeit und Ausdauer in den Zielen seiner Politik und von unglaublicher Unererschöpflichkeit der Mittel (Hampe, D. Kais.-Gesch. S. 221). —

Durch seine ganze Gesetzgebung geht, wie es bei einer so modern veranlagten Natur nicht Wunder nehmen kann, ein sozialer Zug: Er verbietet seinen Beamten die Uebervorteilung und Vergewaltigung der Armen; oft hat er armen Witwen und Waisen zu ihrem Rechte verholfen; nur auf Hochverrat setzt er — nach altem Herkommen im Normannenreich — Todesstrafe. Jedoch von Hochherzigkeit, die Böhmer und Ficker ihm zusprechen wollen, kann wohl — wie wir sehen werden — bei Friedrich II. nicht die Rede sein! —

Von dem persönlichen Regiment sprachen wir schon im ersten Teile. Groß kann der Einfluß von Männern wie Jakob von Capua, Petrus de Vineis, Thaddäus von Suesja auf den Kaiser nicht gewesen sein.

Wie tief dieser von seiner Stellung als Imperator durchdrungen war, sehen wir bei seiner Verurteilung zu Lyon; er findet sie lächerlich, „weil dadurch der Kaiser dem Gesetz unterworfen würde, der Kraft seines Imperiums von allen Gesetzen entbunden sei.“ Seine

Höflinge nennen ihn „das lebende Gesetz auf Erden“; wie der Papst Gewalt habe über die Seelen, so nahm Friedrich das Recht in Anspruch, Gesetze zu geben und aufzuheben, Privilegien zu erteilen und zu vernichten (Hampe 13).

Allerdings wurde diese Auffassung seiner Stellung durch einen geradezu widerlichen Byzantinismus noch bestärkt: Vergleiche des Kaisers und Petrus' de Vineis mit Jesus und Petrus waren damals an der Tagesordnung; wenn auch zu berücksichtigen bleibt, daß die sizilische Stilistenschule, die sich die päpstlichen Briefe zum Muster nahm, sich gern in biblischen Vergleichen und Phrasen erging (Hampe 13).

Nichts desto weniger war bei Friedrich das Gefühl äußerer Würde und gewaltiger Macht so stark ausgeprägt, daß er seine ganze Umgebung zu meistern suchte. Diese hohe Auffassung seiner Stellung wuchs mit den Jahren immer mehr, besonders als ihn der Papst mit der Absetzung bedrohte (Eb. 12 u. 13). —

Sein Hauptverdienst als Herrscher und Gesetzgeber bleibt es jedenfalls, daß er in einem von Adelsparteien zerrissenen, in völliger Anarchie darniederliegenden Lande sein absolutes Königtum aufrichtete, das Frieden und Ordnung erhoffen ließ und Ackerbau und Handel eine herrliche Entfaltung versprach.

Wohl sah er mit politischem Scharfblick, daß ein starkes monarchisches Regiment, wozu ihn sein ganzes Wesen drängte, wohl in Unteritalien möglich sei, während in Deutschland ein solches nach zwanzigjährigen Thronstreitigkeiten mehr als fragwürdig erschien. —

Wie Napoleon ließ er sich in all seinem Handeln von der Vernunft leiten. Bei der Besetzung seiner Beamtenstellen sah er mehr auf wissenschaftliche Begabung und Talent als auf Abstammung; in der Hochschule von Neapel wurden seine Beamten ausgebildet. Den Zweikampf beschränkte er, Gottesurteile verbietet er ganz. Bei einer Raupenplage ordnet er an Stelle kirchlicher Prozessionen an: jeder Untertan solle bei hoher Geldstrafe vor Sonnenaufgang 4 Maß voll Raupen sammeln und an Geschworene der Stadt zur Verbrennung bringen. In Hagenau werden ihm die Leichen von drei Christenkindern gebracht, die von den Juden zum Passahfeste geschlachtet sein sollten; Friedrich aber läßt die Juden ungestraft, „weil sich nach Aussage der erfahrensten und gelehrtesten Männer nicht feststellen lasse daß die Juden zur Feier des Passahfestes Christenblut nötig hätten“ (Hampe 15).

Mit seiner ganzen Stellung als Nachfolger des Augustus und Diokletian hängt auch seine Vorliebe für das orientalische Hofzeremoniell zusammen. Es hat theokratischen Anstrich: der König führt die Bezeichnungen „verehrungswürdig und heilig“. Verstärkt wurde diese orientalische Färbung durch Friedrichs Berührung mit dem Orient. Hierin trat er die Erbschaft seiner normannischen Vorgänger an: die hatten sich offenbar jene hohen Vorstellungen, die alle Orientalen dem Königtum entgegenbrachten, zunutze gemacht, um den Glanz ihrer Stellung zu erhöhen. Namentlich in Sicilien, dem er Ordnung, Frieden und Wohlfahrt gebracht, konnte Friedrich diese Despotenstellung betonen. —

Bei öffentlicher Hofhaltung erscheint er als durchaus orientalischer Herrscher: hier tritt so recht die hohe Auffassung von seiner Würde hervor. Mehr an den Sonnenkönig als an den Weisen von Samsouci erinnert er; mehr an den Perserkönig als an Augustus. In orientalischem Prunk erscheint bei feierlichen Gelegenheiten der Kaiser: Eine ganze Menagerie*) hat er dann um sich zum Erstaunen der Italiener und Deutschen. Da sieht man ihn starrend von Gold und Geschmeide, in Purpur und Seide, gefolgt von Biergespannen, die mit Gold und Silber, Batist und Püpur, Edelsteinen und prunkvollem Gerät gefüllt sind; dahinter beladene Kamele und Dromedare, mit kostbarem Geschirr behangen: Löwen, Leoparden, Panther und Bären, Affen und Eulen: und als Hauptstück folgt ein mächtiger Elefant — ein Geschenk des Sultans von Aegypten — der es der Phantasie der zeitgenössischen Chronisten angetan hat. „Wahrlich, ein ungewohnter Anblick, wenn er daherschreitet mit dem viereckigen Holzturm auf dem Rücken, von dessen Ecken Standarten wehen und in dessen Mitte sich eine mächtige Fahne erhebt, während fremdartige Sarazengenichter von ihm herabschauen. Und diese seltsamen Gestalten, dazu äthiopische Neger, die auf silbernen Trompeten blasen, maurische Tänzer und Jongleure, folgen dem Kaiser selbst in das rauhe Klima Deutschlands.“ — Aber daheim in seinen Lustschlössern bietet er seinen Gästen noch ganz andere Schauspiele von märchenhafter Pracht: die Wände erstrahlen dort von weißem, blauem und rötlichem Marmor; Mosaiken schmücken die Wölbungen (Castel del

*) Vgl. Scheffer-Boichorst, *J. Gesch. d. 12. u. 13. Jhs.* S. 282—286; ferner Winkelmann, *Forsch. z. D. Gesch.* 12, 523 ff.

Monte!), anmutige sarazenische Mädchen tanzen auf rollenden Kugeln und wiegen sich im Takte der Musik von Zymbeln und Kastagnetten — (Hampe 17 fg.).

Wohl ist er oft bezüglich seiner religiösen Toleranz, seines Herrschertalents wie seiner universalen Bildung mit seinem hohenzollernschen Namensvetter verglichen; aber diesem ist die Herrschaft strenge Pflicht, dem Staufer wollüstiges Vergnügen; orientalisch in seinen Sitten, ist er auch ein echt orientalischer Despot.

Friedrichs religiöse Toleranz erklärt sich — abgesehen davon, daß sich solch ein Genie über die feinen Unterschiede der Konfessionen leichter hinwegsetzt als andere Sterbliche: abgesehen davon, daß er hierin normannischen Gepflogenheiten folgte — auch daraus, daß in Sicilien Christen, Griechen, Araber, Juden dicht bei einander lebten. In Palermo übt der römisch-katholische Christ seinen Kult wie der Grieche; der Mohammedaner betet dort in seiner Moschee, der Jude in seiner Synagoge. „Antike Säulen tragen in den christlichen Kirchen maurisch geschwungene Bogen mit maurischem Ornament; feierliche byzantinische Gemälde schauen dazu von den Wänden.“ Dort befand sich eine arabische Inschrift, die Verse des alten und neuen Testaments mit denen eines altgriechischen Hymnus verband. Dadurch daß der christliche Gott arabisch durch „Allah“ wiedergegeben wird, vermischt sich unwillkürlich das Christentum mit dem Islam (Hampe 6). Die schon zur Zeit der Normannenkönige geübte religiöse Toleranz blieb auch unter Friedrich bestehen. Auch er folgte dem Grundsatz seines Vorgängers Wilhelm II., der bei einem Erdbeben seinen Dienern zurief: „Möge jeder von euch den Gott anrufen, den er verehrt; wer an seinen Gott glaubt, dessen Herz ist ruhig!“ (Hampe 6).

Als Schirmherr der Kirche mußte er freilich hin und wieder seinen orthodoxen Standpunkt betonen; ernst ist es ihm aber damit nie gewesen.

Dem Briefe Manfreds an seinen Bruder Konrad, in dem es heißt: „Dahin ist die Sonne, welche den Völkern leuchtete, er, der Stifter des Friedens“, und Friedrich habe beim Nahen des Todes bußfertigen Herzens sich „als Bekenner des wahren Glaubens“ gezeigt (Schirrm. 4, 338), darf man kein großes Gewicht beilegen. Die Pietät gegen den Vater spricht daraus.

Ebenso übertrieben nach der andern Seite schließt ein Mitglied des Concils von Lyon seinen Bericht: „Mit den Zähnen knirschend — so schreibt Nicolao de Curbio Cap. 29 —, sich zerreißend und brüllend vor Schmerzen, hauchte er, excommuniciert und abgesetzt, in der elendesten Weise sein Leben aus. Der grausame Tod gab Zeugnis von seinem ruchlosen Leben“. (Schirm 4, 338). Friedrich hatte dasselbe Schicksal wie Heinrich IV. Längst hatte die Kurie „Vertilgung des Namens und Geschlechts dieses Babyloniers“ verlangt; mit prophetischem Geiste rief sie: „Mit diesem Friedrich soll das Imperium enden. Ob er schon Nachfolger hat, so werden sie des kaiserlichen Namens und der römischen Hoheit beraubt werden.“ —

Die Orientalen sahen in Friedrich insolge seiner für damalige Zeiten fast unglaublichen religiösen Toleranz fast einen der Ihrigen. Aus seinen Reden ging deutlich hervor, daß er ein „Dehri“ war (d. h. Materialist, der an keine Ewigkeit glaubt) und mit dem Christentum nur spielte. Als er einmal im Orient war, sollte aus Taktgefühl das Ausrufen der Gebetszeit von den Minarets unterbleiben. Durch ein Versehen geschah es doch; man glaubte den Kaiser verletzt zu haben. Als nun der Kadi sich bei Friedrich entschuldigte, sagte dieser: „Ihr habt unrecht getan, o Kadi, daß ihr euern Brauch, euer Gesetz und euern Glauben ändern wolltet um meinetwillen. Das brauchet ihr nicht, selbst wenn ihr in meinem Lande wäret.“ So erzählt Assibt. Entsprang diese Handlungsweise auch sicherlich Friedrichs Ueberzeugung, so zeugte sie doch auch von politischer Klugheit: denn er mußte den Unwillen der Mohammedaner über die Auslieferung ihrer Besitzungen an die Christen möglichst zu besänftigen suchen. (Wfm. II., 139 fg.) —

Daß dieser Mann, der den größten Teil seines Lebens in Sicilien zubrachte, den Deutschen innerlich fremd bleiben mußte, kann nicht befremden. Er selbst fühlte sich ja „durch und durch als Sicilianer“!

Nach Norden zog es ihn nie; als Barbaren erschienen ihm die Deutschen; ihre Sprache war nicht seine Muttersprache.

Sein Wesen vereint Züge seines deutschen Vaters und seiner normannischen Mutter. „Keiner Italiener“ war er aber trotz seiner Geburt nicht; er wurde zu Fesi von der Herzogin von Spoleto erzogen und lernte dort das Deutsche (Schirm. I., 35).

Nie hat es ihn aber nach Deutschland gelockt: nie nach der eichenumrauschten Wartburg. Wie weit er Herrn Walthers*) Lieder und Wolframs Ritterspos kannte, ob er ihren Wert erkannte, läßt sich mit Bestimmtheit nicht sagen. Aber wenn er Walthers von der Vogelweide mit einem Lehen beschenkt (»Ich hân min lēhen, al die werlt, ich hân min lēhen« — Februar 1220; Walthers bei Zschmann 28, 31), so kann er ihm doch nicht ganz fern gestanden haben. — Aber das wissen wir, mit welcher Freude er stets sein geliebtes Sicilien wieder sah! In Palästina soll er gesagt haben: „Der Gott der Juden würde das Land, das er seinem Volke gab, unmöglich so haben preisen können, wenn er sein sicilisches Reich gekannt hätte!“ (Hampe 31). Er hat den Deutschen kein tieferes Interesse abgewinnen können: Deutschland sah er „immer unter dem Gesichtswinkel seiner univerealen Politik“ nur als Nebenland an.

* * *

Um Friedrich ganz zu erfassen, muß man ihn auch als „Menschen“ betrachten. Als solcher gehört er kaum dem Mittelalter an: er ist modern, ein Renaissance-Mensch!

Uns ist kein mittelalterlicher Mann bekannt, dem es so zum Bewußtsein gekommen wäre, daß Wissen Macht ist! Ueberall sucht er zu erforschen, „was die Welt im Innersten zusammenhält.“

*) Es ist auch kaum denkbar, daß Walthers, der so viel politische Lieder (Zschmann 84, 30. 26, 25. — 11, 30. 12, 6. 12, 18. — 28, 1. 28, 31. 10, 17.) geschrieben, der sich in diesen direkt an den Kaiser wendet, nicht mit diesem in nähere Beziehungen getreten sein soll. Das Lied „Selbwasen kind“ (Zm. 101, 23) geht wohl auf den jungen König Heinrich VII., dessen Erzieher Walthers war. Seine Vertrautheit mit Erzbischof Engelbert von Köln († 1225) (Zm. 84, 28; 85, 1), seine Anspielung auf eine Kreuzfahrt (Zm. 14, 38), das Lied: der künec min hêre lēch mir gelt ze drizec marken (Zm. 27, 7), Von Rôme voget, von Pülle künec, lât iuch erbarmen (Zm. 28, 1) berechtigten wohl zu jenem Schluß. Außer Zm. 28, 31 Ich hân min lēhen seien noch erwähnt Zm. 84, 30 Von Rôme keiser hêre, wo ihm Friedrich nach der Kaiserkrönung (22. Nov. 1220) aus Italien eine Kerze sendet, ferner Zm. 102, 1, wo Walthers Heinrichs VII. Braut Margarete vor dem zukünftigen Gemahl warnt. Aus all diesen Stellen, auf deren Vollständigkeit durchaus kein Anspruch gemacht wird, geht doch zweifellos so viel hervor, daß Friedrich und Walthers mit einander Zühlung hatten und daß der Kaiser dessen Dichtungen gekannt haben muß. Dies aber ist für unsern Fall, für eine Charakteristik des Kaisers, von großem Werte! —

Mit grauer Theorie begnügt er sich nicht: stets sucht er die Wissenschaft praktisch zu verwerten! Sie war ihm „edelster Luxus“ und zeigt „morgenländische Farbe“. Auch sein Verkehr mit sarazenischen Tänzerinnen hielt ihn nicht davon ab, ernste Studien zu treiben. Besonders interessierte er sich für die Naturwissenschaften; den Ptolemäus und die *Historia animalium* des Aristoteles wurden auf seine Veranlassung aus dem Arabischen ins Lateinische übertragen; ebenso wird von seiner Neigung zur Astronomie berichtet (Kanke, Weltgesch. VIII, 369).

Unter ihm wurden die griechischen Philosophen aus Originaltexten, aus arabischen Bearbeitungen, aber auch die neuern Werke mohammedanischer und jüdischer Philosophen, des Averroës, Avicenna, Maimonides ins Lateinische, Französische, Hebräische übertragen; die Anregung dazu gab meistens der Kaiser selbst, der diese Schriften las, beurteilte und durch Verbreitung in Uebersetzungen die allgemeine Bildung zu heben suchte (Hampe 23).

Ganz besonders fühlte er sich von Aristoteles angezogen, dessen vollständige Kenntnis die Welt Friedrich verdankt: er ließ alle erhaltenen Werke desselben durch Gelehrte an seinem Hofe entweder aus dem griechischen Originaltexte oder aus den arabischen Bearbeitungen ins Lateinische übertragen.

Auf ein bestimmtes philosophisches System schwor er nicht: er verhielt sich allen gegenüber eklektisch, kritisch, skeptisch. Er war ein vorzüglicher Logiker. Das sieht man schon aus seinen naturwissenschaftlichen Arbeiten. Er richtet an seine Gelehrten Fragen nach dem Ursprung der Welt, sucht nach Beweisen für und wider die Unsterblichkeit der Seele! Von dem Mohammedaner Ibn Sabin verlangt er Auskunft über eine Reihe philosophischer Fragen; er korrespondiert mit dem Sultan El Kamil und andern Arabern über wichtige Probleme. Aber nirgends gibt es für ihn Autorität; überall gerät er in Zwiespalt mit den überlieferten dogmatischen Vorstellungen der christlichen Religion (Hampe 23). Kein Wunder, daß er der Kirche als Ketzer schlimmster Art erschien, daß die furchtbare Anklage gegen ihn laut wurde, er habe behauptet, „drei impostores“ hätten Verwirrung über die Welt gebracht; die übernatürliche Geburt Christi und, was damit zusammenhänge, sei absurd; der Mensch brauche nichts zu glauben, als was er mit dem Verstande erfassen könne. Daß er jene Anklagen kurzer Hand ableugnete, beweist bei einer

Natur wie Friedrich nichts; allerdings ist erwiesen, daß jener Satz von den 3 impostores nicht original ist, sondern schon früher in der Literatur vorkommt. Einem Manne, der sich mit Christus vergleichen läßt, der für religiöse Fragen nur Spott bereit hält —, für den die mohammedanischen Sazungen denselben Wert haben wie die christlichen, kann man jenes Wort wohl zutrauen. Man darf auch nicht vergessen, daß sich alle Romanen der Renaissancezeit trotz ihrer offenbaren Hinneigung zur religiösen Skepsis doch für kirchlich orthodox hielten (Hampe 39—40). —

Wie Heinrich VI. so besaß auch sein Sohn hohe geistige Gaben: bei Friedrich waren sie aber durch den steten Umgang mit Orientalen vielseitiger, universeller.

Griechisch — die Umgangssprache in Sicilien — und Italienisch waren ihm geläufig; aber im Umgang mit den Sarazenen lernte er früh auch deren Sprache, ihren Aberglauben, ihr Wissen kennen. Schon in seiner Jugend legte er den Grund zu seiner Vorliebe für Mathematik, Philosophie, Medizin, die ihm arabische Schriftsteller nachrühmten (Schirrm. I, 35.).

Staunenswert ist sein sprachliches Talent: Lateinisch, Griechisch, Französisch, Arabisch wird an seinem Hofe gesprochen; mohammedanische Sänger tragen in Palermo vor dem Kaiser ihre Lieder vor; mohammedanische Gelehrte übersetzen die griechischen Philosophen in ihre Sprache.

Der Kaiser liest und spricht Lateinisch, Griechisch, Französisch, Provençalisch, Arabisch, die italienische Vulgärsprache und, da er Walthar von der Vogelweide kannte, ist ihm wohl auch das Deutsche nicht unbekannt geblieben. Wie mußte ihm dies Sprachtalent im diplomatischen Verkehr zu statten kommen! Er selbst — lesen wir — spricht in längerer, freier Rede in Pisa; die „giftigen Pfeile“ in seinen Erlassen rühren wohl von ihm selbst her. Seine wissenschaftlichen Werke, seine Briefe, Gesetze, Manifeste faßt er oft selbst ab oder diktiert sie: bewunderungswürdig ist sein eigenartiger Stil, der sich durch Kürze, Präcision, Klarheit und Eleganz auszeichnet.

Auch in der „schönen Literatur“ hat er sich versucht: er dichtete Kanzenen, erfand Melodien und trug seine Lieder selbst vor (Salimbene 166); als einer der Ersten dichtete er in der Vulgär-

sprache seiner Heimat: und kein Geringerer als Dante preist ihn als „Vater der italienischen Poesie“ (Hampe 24 fg.).

Bei einem so auf das Praktische gerichteten Geiste nimmt es nicht Wunder, daß Wissensgebiete wie Medizin und Mathematik sich an seinem Hofe hohen Ansehens erfreuten. Auf beiden Gebieten hat Friedrich bedeutende Kenntnisse gesammelt. Er gibt einem Tierarzt bezüglich seines Werkes über Pferdeheilkunde treffliche Winke; auf seine Veranlassung wird ein Werk über Physiognomie abgefaßt; die Ärzte des sicilischen Reichs müssen sich einer staatlichen Prüfung unterziehen. Inmitten seiner Hofgelehrten disputiert er mit dem großen Mathematiker Fibonacci über arithmetische und geometrische Fragen. Eifrig studiert er dessen Schriften; zum Dank dafür widmet ihm der Gelehrte ein Werk über Quadratzahlen und eine Abhandlung über die Theorie der Brüche. Mit dem spanischen Juden Juda Cohen Ben Salomon korrespondiert er über geometrische Lehrsätze. Mit ausländischen Gelehrten verkehrt er wie mit seinesgleichen (Hampe 22 fg.).

Und wenn er das „goldene Planetarium“, in dem Sonne, Mond und Sterne in kunstvollster Weise die Zeiten angaben — das „Astrolabium“, welches auf Grund des ptolemäischen Weltsystems angefertigt war —, ein Geschenk des Sultans El Kamil von Aegypten, das Liebste nennt, was er nächst seinem Sohne Konrad besitze, so wirft das ein treffliches Streiflicht auf des Kaisers tiefes wissenschaftliches Verständnis! (Hampe 13).

In der Belagerungstechnik ist er seinen Zeitgenossen bei weitem voraus: an Stelle der bisherigen Zelte läßt er bei Belagerungen eine regelrechte Stadt erbauen; berühmt sind seine Wasserbauten, und in der Urbarmachung von Sümpfen erinnert er an unsere Hohenzollern.

Als Friedrich den Sultan einmal um Zusendung eines Sternkundigen angeht, sendet der ihm den berühmtesten Astronomen der damaligen Zeit, den Scheik Alameddin. Mit den Staatsmännern des Sultans unterhält er sich wissenschaftlich und blieb sein Leben lang mit den hervorragendsten Geistern des Orients in lebhaftem Verkehr. —

Die Bettelmönche erzählen von ihm: Er hätte Säuglinge in stummer Umgebung aufziehen lassen, um die Ursprache zu ermitteln.

Er hätte ferner einen Menschen in luftdichtem Faß umkommen lassen, um die Fortdauer der Seele zu widerlegen. Andere hätte er ausweiden lassen, um festzustellen, ob Mittagschlaf oder Bewegung nach dem Mahle gesunder sei. Wie weit diese Erzählungen auf Wahrheit beruhen, ist schwer festzustellen: die Quellen sind ihm augenscheinlich nicht gewogen. Wenn ihm auch die Sage vom Taucher aufgebürdet wird, so ist zu bemerken, daß ebendieselbe auch von seinem Großvater Roger erzählt wird (Dove 31).

Kein Buch aber lehrt uns die Art seines wissenschaftlichen Denkens und Arbeitens besser kennen, als die »*Ars venandi cum avibus*«*), ein „eigenes Lehrbuch von raffinierter Kennerchaft“, das er selbst geschrieben oder mindestens selbst entworfen und diktiert hat. Gerade in seiner Lieblingsbeschäftigung sucht er etwas Hervorragendes zu leisten; aber seiner Schwächen auf diesem Gebiet ist er sich wohl bewußt. Jahrelang hat er gesammelt; jahrelang läßt er sich von überall her, aus England und Bulgarien, aus der Grafschaft Molise und aus dem Orient, wohl auch aus Island, Falken zum Studium senden und bessert nach eifrigem Beobachten eingehend an den Berichten der Gelehrten aus eigener Erfahrung. Ueberall prüft er selbst nach: Autorität existiert für ihn nicht.

Die Berichte eines Hippocrates, Plinius und Aristoteles korrigiert er, wo er es für nötig hält. Von Interesse dürfte seine Bemerkung sein, daß die Pupille der Habichte und Sperber beim Fixieren eines Gegenstandes sich vergrößert. Sein Buch baut er mit meisterhafter Logik auf: Er geht aus von den Vögeln im allgemeinen, wendet sich zu den Raubvögeln und kommt dann zu den Falken, die er mit peinlichster Akribie beschreibt. Die Unterscheidung zweier Falkenarten weist er zurück: „denn es handle sich hier nur um die Differenzierung derselben Art unter dem Einfluß der verschiedenen Klimate.“

Im Orient hat er eine Vorrichtung kennen gelernt, den Kopf der Falken gegen den Hals zu drücken; er findet sie praktisch und führt sie, stolz auf diese Erfindung, als Erster im Abendlande ein.

*) De arte S. 162: et nos, quando transivimus mare, vidimus, quod ipsi Arabes utebantur capello in hac arte. Reges namque Arabum mittebant ad nos falconarios suos peritiores in hac arte cum multis modis falconum etc.

Ranke schätzt dies Falkenwerk*) sehr hoch: er nennt Friedrich einen „der größten Kenner dieses Teiles der Zoologie“ (Hampe 19 fg.).

Seit den Merowingern und Karl d. Gr. hatte eine wissenschaftliche Betätigung unter den deutschen Herrschern aufgehört. Friedrich eröffnet mit seinem Falkenwerk die Reihe der großen Empiriker des 13. Saeculums, zu denen Albertus Magnus und Roger Bacon zu zählen sind (Hampe, D. Kais.-Gesch. 222). —

Für die Beurteilung der geistigen Bedeutung eines Fürsten kommt nicht in letzter Linie in Betracht seine Stellungnahme zur Kunst.

Seine gewaltigen Einkünfte verwandte Friedrich zum großen Teil auf seine prächtige Hofhaltung, auf Herstellung, Ausbesserung und Befestigung der königlichen Schlösser in Luceria, Foggia, Melfi, Avellino, Messina, Palermo.

Um einen neuen Palast in Viterbo zu bauen, ließ er 41 Häuser niederreißen. Trümmer und Bausteine von Kirchen zum Bau von Palästen zu verwenden und zum Schmuck derselben kirchliche Bildwerke und Ornamente heranzuziehen, machte ihm keine Bedenken; für die Skulpturen seiner Schlösser besaß seine Zeit wenig Verständnis; aber gerühmt wurden überall die Reliefs und Statuen, die zum Schmuck seiner Paläste dienten.

Bei dem von ihm selbst entworfenen Plan des Castel del Monte im östlichen Apulien (westl. v. Barletta) spürt man schon das „Morgendämmern der Renaissance“; an die Antike lehnen sich die Skulpturen der Capuaner Schule und die Prägung der goldenen Augustalen (Hampe, D. Kais.-Gesch. 223). Auch der Grundriß zur Burg von Capua stammt von ihm selbst. In seinen von weiten Parks umgebenen Schlössern herrschte in der Einrichtung und Ausstattung geradezu märchenhafte Pracht.

Für Freundschaft und Familiensinn haben Naturen wie Friedrich II. wenig übrig. Rücksichten der Pietät kannte er nicht; das zeigt das rücksichtslose Beiseiteschieben seines Schwiegervaters Johann von Brienne. (Hampe 28). Salimbene berichtet, Friedrich habe offen bekannt: „er habe sich noch nie ein Schwein gemästet,

*) S. 90 wird noch eine besondere Abhandlung über Habichte in Aussicht gestellt. Vgl. dazu: Albert Magnus, De falconibus c. 20. — Ebda 192: De regimine accipitrum et infirmitatibus secundum experta Friderici imper. etc. Deutsche Uebersetzung von H. Schöppfer (Berlin 1896). —

von dem er nicht auch das Fett bekommen habe“ (Eb. 28). Seine Hunde, Pferde, Falken waren wohl seine besten Freunde auf der Welt: Reiten und Jagen, worauf er auch im Kriege nicht verzichtete, liebte er über alles (Eb. 16). Seine Gemahlinnen (er war 3 mal vermählt*) treten ganz in den Hintergrund. Echt orientalisches dachte er über die Ehe. Die Kaiserin lebte ganz abgeschlossen unter dem Einfluß sizilisch-orientalischer Anschauungen, bewacht von maurischen Eunuchen (Eb. 18). Der Occident hatte in dieser Hinsicht vieles von dem Orient gelernt. (Schirm. 4, 395). Allerdings stand Friedrich in freundschaftlichem Verhältnis zu Hermann von Salza, dem Franziskanergeneral Elias und den Gelehrten seines Hofes (Eb. 28). Aber weder diese noch Jacob von Capua und Petrus de Vineis können seinem Herzen besonders nahe gestanden haben! Da ist es wenigstens erfreulich, solch einen Ausspruch zu hören wie den über seinen Sohn Konrad; auch Manfred und den unglücklichen, schönen Enzo hat er von Herzen geliebt. —

Gegen „Rebellen“ aller Art von entsetzlicher Grausamkeit, konnte er von bestrickender Liebenswürdigkeit sein, wo es seine Interessen erheischten!

Wo seiner Majestät kein Widerspruch entgegentrat, zeigte er sich leutselig, freigebig, großmütig: das haben zu ihrem nicht geringen Erstaunen viele Städte bei der Kapitulation erfahren. Ebenso die niederen Volksklassen, die er schon als Knabe bei seinen Streifzügen durch Palermos Gassen kennen gelernt hatte: er wußte sehr gut, daß sie treu zu ihm halten würden, wenn er sie von wirtschaftlicher Not befreit wußte.

An Volksbelustigungen nahm er teil, wenn auch von erhabener Thronessel aus: dann konnten auch die Armen und das „Volk der Fahrenden“ von des Kaisers „Milde“ Lieder singen.

Aber wo er sich in seinem Herrscherstolze verletzt fühlte, da war er von rücksichtslosester, unbarmherzigster Grausamkeit: „Rebellen“ und Verrätern gegenüber kannte er keine Nachsicht und Treue. Listig lockte er Festungskommandanten in seine Netze und ließ sie hinrichten; bisweilen erteilte er Amnestie und überfiel die Ahnungslosen in treuloser Weise. Das eklatanteste Beispiel seines Rachedurstes gibt er

*) 1. Konstanze von Aragonien; 2. Jolantha von Brienne; 3. Isabella von England. —

bei der Belagerung des abtrünnigen Viterbo: „Auch nach seinem Tode — sagt er — würden seine Gebeine nicht Ruhe finden, ehe er nicht die Stadt zerstört habe; schon den Fuß im Paradiese, würde er ihn zurückziehen, wenn er an Viterbo Rache üben könne“ (Hampe 26 und 30). — In Sicilien gibt er den Befehl, „alle Träger päpstlicher Briefe und alle, die das vom Papste verhängte Interdikt beachten würden, auch Frauen und Kinder, mit dem Feuertode zu bestrafen.“ (Hampe 30).*) —

Friedrichs Stellung zum Papsttum ist lange Zeit falsch beurteilt worden. Man hat geglaubt, er habe es niederwerfen wollen. Im Gegenteil: es ist erwiesen, daß er um jeden Preis einen Konflikt mit der Kurie vermeiden wollte: daß er zu den weitgehendsten Konzessionen bereit war; keineswegs hat er der geistlichen Machtsphäre des Papstes Schranken setzen wollen: sondern er hielt es für möglich, daß Kaisertum und Papsttum einträchtig neben einander bestehen konnten: ja, er wollte sein Schwert sogar dem heiligen Vater zur Verfügung stellen. Er war tief überzeugt von der „ungeheuren Gewalt dieses Systems über Denken und Handeln der Menschen: er lernte die Kirche schätzen als den größten Organismus des öffentlichen Lebens“ (Dove 25).

Das erklärt auch sein Vorgehen gegen die Ketzer. Verächtlich erschienen ihm die zersplitterten Sekten gegenüber der durch die Jahrhunderte geheiligten Macht der Kirche. Aber es mußte infolge der Ansprüche beider Gewalten auf Italien, infolge seiner Besitzergreifung Siciliens — hierin mußte der Papst einer Beschränkung und Gefährdung seiner Macht sehn! — zum Bruch mit der Kirche kommen. Um so mehr, als die kaiserliche Politik darauf ausging, die Lombarden zu unterwerfen: und dann war es doch fraglich, ob er nicht die Hand nach dem Patrimonium Petri ausstrecken würde! Die Kurie hätte ihre ganze Politik seit Gregor VII. aufgeben müssen: oder sie war gezwungen, den Kampf um Sein oder Nichtsein zu beginnen! So ist Gregors IX. Politik zu erklären, so die Innocenz' IV., des einstmaligen kaiserlichen Freundes!

So wurde der Mann, der von einem einträchtigen Nebeneinandergehen von Staat und Kirche geträumt, zum „Antichrist“ gestempelt:

*) Vgl. die Maßnahmen beim Aufstande in Messina 1233 bei Winkelmann, Gesch. Kaiser Friedrichs II. 1863 S. 380. —

so erscheint er der Nachwelt. Ursprünglich ein Principienstreit, wurde dieser zu einem persönlichen: Friedrich wurde, von den Verhältnissen getrieben, zum Vorkämpfer für die Idee des unabhängigen Staates, zu deren Verwirklichung er alle Fürsten Europas aufrief: und die kamen; denn schon längst waren sie empört über die Verweltlichung der Kirche, über ihren Steuerdruck, ihre Eingriffe in die weltliche Gerichtsbarkeit, über das Legaten- und Pfündenwesen. Hier griff der Kaiser die Kirche an ihrer verwundbarsten Stelle an: er tritt mit reformatorischen Ideen hervor: er verlangt, sie solle zu apostolischer Armut und schlichter Frömmigkeit zurückkehren!

Welchen Eindruck dies alles auf den Papst machte, läßt sich denken!

Keineswegs religiöse Schwärmerei, sondern politischer Zwang trieb den Kaiser zu jenen Reformideen: sie waren ihm nur Mittel zum Zweck! Und auch mit dem „entarteten Papsttum“ hätte er Frieden geschlossen, wenn ihm dies bei seinen politischen Bestrebungen nur auf halbem Wege entgegengekommen wäre!

Aber daran war nicht zu denken! Und da griff der Papst zu dem probaten Mittel — in diesem Existenzkampf —, den Kaiser als „Ketzer“, als „Antichrist“ vor den Augen der Welt zu brandmarken. Vor allem wurde der Welt das Wort von den „drei impostores“ laut verkündet: und die glaubte es: hatte doch Friedrichs ganze Lebensführung im Kreise seiner Sarazenen den ärgsten Anstoß erregt (Hampe 36—40). —

Nicht am Kampf mit dem Papsttum und den Lombarden scheiterte die Politik der Hohenstaufen, sondern an dem seit Jahrhunderten aufgestellten, aber unausführbaren Projekt einer Union zwischen Deutschland und Italien! Daß dieser Plan nicht zu verwirklichen war, lehrt die Geschichte von Otto d. Gr. bis auf Friedrich II. —

Trotz der Einsprache eines Thaddäus de Suesa wurde von der geistlichen Partei des Kaisers Abjekung beschlossen; vier Verbrechen wurden ihm vorgeworfen: Meineid, Friedensbruch mit der Kirche, Sacrilegium und Ketzerei. Mächtige Verbündete hatte die Kurie an den Bettelmönchen: und die Wirkung war eine Verschwörung. Zunächst in Neapel, wo Pandulf von Fasanelle und Jacob von Morra plötzlich den Hof verließen. Dann auch in Deutschland, wo sich schon Gegenkönige erhoben. Die Welfen gewinnen das Uebergewicht;

Städte der Ebene von Romagna, Imola, Faëenza, Forli gehen zu ihnen über; Enzo fällt in die Hände der Bolognesen, die ihn zu ewiger Kerkerhaft verurteilen. Damals schrieb der Kaiser an seinen Schwiegersohn Bastazes, Kaiser von Nicæa: „Glückliches Asien, beneidenswerte Fürsten des Orients, die ihr die Ränke der Priester und das Schwert der Untertanen nicht zu fürchten braucht!“ (Ranke, W.-Gesch. 8, 365 f.). —

Bei der Beurteilung der Könige und Staatsmänner muß man einen andern Maßstab anlegen, als bei andern Sterblichen. Jene werden oft, ohne ihr Zutun, von der Macht der Verhältnisse fortgerissen und können ihren Lebensweg weniger als wir nach ihrem Willen gestalten. Da zeigt sich als *dira necessitas* jene verderbliche Kette von Ursache und Folge.

Um die deutschen Fürsten in guter Laune zu erhalten, mußte er 1232 zu Cividale jenes Statutum in favorem principum zur Begründung ihrer Landeshoheit zugestehn, ebenso der Geistlichkeit schon 1220 zu Frankfurt a. M. die *confoederatio cum principibus ecclesiasticis*. Diese Zugeständnisse bildeten den Grundstock zu jener Souveränität, die sie von Napoleon später erhielten. Jene politische Zersplitterung, die unter diesem vollendet ward, wurde unter Friedrich II. begründet.

Ein Hohn des Schicksals, daß Friedrich auch der ideale Ueberrest Karls d. Gr. auf immer verloren ging. Er mußte aber entweder auf das Erbe seiner Väter verzichten oder die Politik seiner Vorgänger mit eiserner Konsequenz zu Ende führen.

Daher aber ist gerade der größte Kaiser des Mittelalters den Deutschen innerlich fremd geblieben. Gehaßt von Tausenden, verabscheut und verflucht von der Kirche, von keinem wahrhaft geliebt, bewundert von seinen grimmigsten Feinden — so ist er einsam über die Erde dahingeschritten. Träumend blickte die Volksfage seinem Schatten nach; Dante übergibt seine Seele zürnend der Hölle. Die Kaiserfage knüpft an seinen Namen an; sie ist später mit dem viel volkstümlichern Rotbart in Verbindung gebracht.

Die Politik seiner Väter — das war sein Fluch! —

Aber das muß betont werden, daß Friedrich II. als eine Individualität von selten scharfer Ausprägung erscheint, wie sie das ganze Mittelalter nicht zum zweiten male hervorgebracht hat. Wir bewundern, indem wir uns über die Parteien stellen, diese

imponierende Persönlichkeit, die von einem modernen Hauche umweht ist (Hampe 41). —

Das Kaisertum ging 1250 unter — infolge der staufischen Universalpolitik, aber auch, weil der Kaiser allein stand: es gab Franken, Sachsen, Schwaben, Baiern: aber es gab im Mittelalter kein deutsches Volk, das neben dem Kaiser stand. Darum fiel das Kaisertum. Darum fiel Friedrich II. *) —

Die Zeitgenossen sahen in ihm den „Umgestalter der Welt“: und noch nach 100 Jahren prophezeit das deutsche Volk, wie Johann von Winterthur berichtet: „Er wird kommen, unser Heiland Friedrich II., in gewaltiger Majestät und wird die verrottete Kirche läutern. Er wird kommen; denn er muß kommen; denn es ist im Räte Gottes beschlossen und kann nicht anders sein! Wenn er dann das Reich wiederum hat, so wird er die Tochter des armen Mannes dem reichen Manne zum Weibe geben; er wird die Nonnen verheiraten und die Mönche zur Ehe anhalten; den Witwen und Waisen und allen Beraubten wird er das Ihrige erstatten und allen ihr Recht zu teil werden lassen, reichlich und vollaus. Die Priester aber wird er mit solchem Ingrimm verfolgen, daß sie, wenn sie nichts anderes haben, ihre Tonsuren mit Mist bedecken werden, damit man sie nicht als Priester erkenne. Und diejenigen Geistlichen, welche die Bannsprüche gegen ihn verkündet haben, zumal die Bettelmönche, wird er von der Erde vertilgen. Darnach, wann er dies alles wird vollbracht haben, wird er mit großer Streitmacht über das Meer ziehen und auf dem Delberge das Reich gründen.“

Man sieht aus diesem „alttestamentlichen Prophetenwort“, wie tief der Haß des Volkes gegen das Papsttum wurzelte, wie lebhaft aber andererseits der Glaube verbreitet war, daß die Herrlichkeit des römischen Kaisers zum Heile der Menschheit notwendig sei.

Daß die Verwirklichung der „Herrlichkeit des Reiches“ ganz anders von der Vorsehung beschlossen war, konnte ein Johann von Winterthur nicht voraussehen. —

Von märchenhafter Pracht müssen Friedrichs Schlösser in Italien nach den Berichten der Chronisten gewesen sein: vor allem das „Schloß am Meer“ auf Trinakria, wo er, umgeben von seinen

*) Vgl. Rudolf Sohm, Die Entwicklung des Staatsgedankens in Deutschland. 1899.

Sarazenen, Hof hielt: bis an die Marmorstufen spülten die Wogen des blauen Tyrhenischen Meeres: in üppigster Tropenpracht erstreckten sich die weiten Gärten voller Blumen und Kunstschätze: man währte sich in Klingfors's Zauberhloß.

Dort lebte, so oft seine Feldzüge ihm dazu Muße ließen, jener eigenartige Mann, bei dem man nicht weiß, ob man den Staatsmann, den Philosophen, den Menschen mehr anstaunen soll. Er stößt ab, aber er zieht auch an: kein Heiliger, aber einer der größten Männer der Weltgeschichte! —

Sein Grabmal finden wir in Palermo: ein Denkmal aus Porphyr in Gestalt eines Domes, getragen von sechs Säulen. Den Sarg bewachen zwei Löwen, zwischen den Füßen einen Gefangenen haltend!

Der Sargdeckel zeigt verschiedene Embleme: am Kopfsende einen Blütenkranz und einen Löwenkopf mit einem Ring im Rachen: am Fußende Kreuz und Krone. An den Längsseiten sieht man drei Medaillons mit den Gestalten der Evangelisten. Des Kaisers Herrlichkeit meldet ein Epitaph:

Si Probitas, Sensus, Virtutum Gratia, Census,
Nobilitas Orti Possent Resistere Morti,
Non Foret Exstinctus Friedericus, Qui Jacet Intus.



Sarazer
 des blau
 sich die
 sich in !
 De
 eigenart
 den Phi
 aber er
 M ä n n
 Se
 Porphy
 Sarg be
 haltend !
 De
 Blütenf
 Fußende
 Medaill
 lichkeit

© The Tiffen Company, 2007

TIFFEN® Gray Scale



n spülten die Wogen
 ropenpracht erstreckten
 schätze: man wählte

a Muße ließen, jener
 man den Staatsmann,
 a soll. Er stößt ab,
 er der größten

o: ein Denkmal aus
 sechs Säulen. Den
 en einen Gefangenen

: am Kopfsende einen
 Ring im Rachen: am
 iten sieht man drei
 Des Kaisers Herz-

a, Census,
 Morti,
 Jacet Intus.

